



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter [www-klett-cotta.de](http://www-klett-cotta.de)

Tad Williams

# Der brennende Mann

Aus dem Englischen übersetzt  
von Joachim Körber

Klett-Cotta

Jahre, viele Jahre später schrecke ich immer noch in tiefster Nacht hoch und sehe sein gequältes Gesicht vor mir. Und in diesen schrecklichen Träumen bin ich stets hilflos und kann sein Leiden nicht lindern.

Darum werde ich euch die Geschichte erzählen in der Hoffnung, daß die letzten Geister ihre Ruhe finden, sofern das an einem Ort wie diesem, wo es mehr Geister als lebende Seelen gibt, je passieren kann. Aber ihr werdet genau zuhören müssen – dies ist eine Geschichte, die auch der Erzähler nicht ganz versteht.

Ich werde euch von Lord Sulis erzählen, meinem berühmten Stiefvater.

Ich werde euch erzählen, was mir die Hexe vorhergesagt hat.

Ich werde euch von der Liebe erzählen, die mein war und die ich verloren habe.

Ich werde euch von der Nacht erzählen, als ich den brennenden Mann gesehen habe.



Tellarin schenkte mir Kleinigkeiten, aber für mich waren es keine Kleinigkeiten. Mein Liebster brachte mir Süßigkeiten und lachte, wenn er sie mich so gierig essen sah.

»Ah, kleine Breda«, sagte er zu mir. »Es ist seltsam und wunderbar, daß ein einfacher Soldat Honigfeigen in das Gemach einer Königstochter schmuggeln muß.« Und dann küßte er mich, drückte sein rauhes Gesicht an meines und küßte mich, und das war süßer als die köstlichste Leckerei, die Gott je gemacht hat.

Aber Sulis war kein wahrer König und ich nicht seine wahre Tochter.

Tellarin irrte sich freilich nicht in allem. Das Glück, das ich empfand, wenn ich meinen Soldaten sah oder unter dem Fenster pfeifen hörte, war wahrhaftig seltsam und wunderbar.



Mein wirklicher Vater, der Mann, dessen Lenden ich entsprang, starb in den kalten Wassern des Königsees, als ich noch sehr klein war. Seine Gefährten sagten, daß ein großer Schwertfisch sich in den Netzen verfangen und meinen Vater Ricwald in den Tod gezogen hatte, aber andere flüsterten, seine Gefährten selbst hätten ihn ermordet und seinen Leichnam mit Steinen beschwert.

Alle wußten, daß meinem Vater Standarte und Speer des Großthans überreicht worden wären,

wenn alle Thans der Seenvölker beim nächsten Treffen zusammengekommen wären. Sein Vater und Onkel waren beide vor ihm Großthan gewesen, daher flüsterten einige, daß Gott meinen armen Vater niedergestreckt habe, weil keine Familie so lange an der Macht bleiben sollte. Andere glaubten, daß meines Vaters Gefährten auf dem Boot einfach Schandgold bekommen hatten, um ihn zu ertränken, damit eine der anderen Familien ihren Ehrgeiz befriedigen konnte.

Das alles weiß ich nur aus den Geschichten meiner Mutter Cynethrith. Sie war jung, als mein Vater starb, und hatte zwei kleine Kinder – mich, noch keine fünf Jahre alt, und meinen Bruder Aelfric, zwei Jahre älter als ich. Gemeinsam zogen wir in das Haus meines Großvaters, weil wir die letzten seines Geschlechts waren, ein unter den Seenvölkern von Erkyndland hochangesehenes Geschlecht. Aber es war kein glückliches Haus. Godric, mein Großvater, war selbst zweimal zehn Jahre lang Großthan gewesen, bevor Krankheit seiner Regentschaft ein Ende bereitete, und er machte sich große Hoffnungen, daß mein Vater seine Nachfolge antreten würde. Aber als mein Vater gestorben war, mußte Godric mit ansehen, wie statt dessen ein Mann einer anderen Familie erkoren wurde, Speer und Standarte zu tragen. Von diesem Tage an schien für meinen Großvater alles, was in der Welt geschah, nur ein weiterer Beweis

dafür zu sein, daß die besten Tage Erkyndlands und der Seenvölker vorbei waren.

Godric starb vor Vollendung meines siebenten Lebensjahres, aber er machte die Jahre zwischen dem Tod meines Vaters und seinem eigenen zu sehr unglücklichen Jahren für meine Mutter, mit vielen Klagen und scharfem Tadel wegen der Art und Weise, wie sie den Haushalt führte und Aelfric und mich erzog, die beiden einzigen Kinder seines toten Sohnes. Mein Großvater verbrachte viel Zeit mit Aelfric und versuchte, einen Mann aus ihm zu machen, der Speer und Standarte in unsere Familie zurückholen konnte, aber mein Bruder war klein und verschüchtert – es muß klar gewesen sein, daß er niemals mehr regieren würde als seinen eigenen Haushalt. Daran gab Godric meiner Mutter die Schuld. Er warf ihr vor, sie hätte den Jungen auf weibische Weise erzogen.

Für mich interessierte sich Großvater weniger. Er war niemals grausam zu mir, nur brüsk und wortkarg, aber mit seinem weißen Vollbart, der knurrenden Stimme und mehreren fehlenden Fingern war er eine derart furchteinflößende Gestalt, daß ich nie anders konnte, als vor ihm zurückzuschrecken. Wenn auch das ein Grund dafür war, daß er so wenig Freude am Leben fand, so tut es mir heute leid.

Wie auch immer, die Witwenschaft meiner Mutter war eine traurige, bittere Zeit für sie. Nachdem sie

Herrin ihres eigenen Hauses und Frau des zukünftigen Großthans gewesen war, war sie nun nichts weiter als eine von drei erwachsenen Töchtern im Haus eines galligen alten Mannes, denn eine Schwester meines Vaters hatte ebenfalls ihren Mann verloren, und die jüngste hatte man unverheiratet im Haus behalten, damit sie für ihren Vater an seinem Lebensabend sorgen konnte.

Wenn auch nur der bescheidenste Fischer meiner Mutter den Hof gemacht hätte, hätte sie ihn, wie ich glaube, mit Wohlwollen betrachtet, solange er ein eigenes Haus und keine lebenden Verwandten gehabt hätte. Aber statt dessen kam ein Mann, der die gesamte Ära erzittern ließ, und sprach vor.



»Wie war er?« fragte mich Tellarin einst. »Erzähl mir von deinem Stiefvater.«

»Er ist dein Herr und Gebieter.« Ich lächelte. »Was kann ich dir erzählen, das du nicht schon weißt?«

»Erzähl mir, was er sagt, wenn er in seinem Haus ist, an seinem Tisch, was er macht.« Da sah mich Tellarin an, und plötzlich war sein längliches Gesicht jugenhaft und überrascht. »Ha! Es kommt mir wie ein Sakrileg vor, allein solche Gedanken zu haben!«

»Er ist nur ein Mann«, sagte ich ihm und verdrehte die Augen. Was für alberne Empfindungen Männer gegenüber anderen Männern haben – daß dieser so groß und wichtig ist, und sie selbst so klein! »Er ißt, er schläft, er läßt Winde fahren. Als meine Mutter noch lebte, sagte sie, daß er mehr Platz im Bett brauchte als drei andere, weil er um sich schlug und im Schlaf sprach.« Ich stellte meinen Stiefvater mit Absicht so gewöhnlich dar, weil es mir nicht gefiel, wenn sich Tellarin für ihn ebensosehr zu interessieren schien wie für mich.

Da wurde mein Nabbanaisoldat ernst. »Wie es ihn bekümmert haben muß, als deine Mutter starb. Er muß sie sehr geliebt haben.«

Als ob es mich nicht bekümmert hätte! Ich widerstand dem Drang, wieder die Augen zu verdrehen, und sagte ihm statt dessen mit der ganzen Überzeugung der Jugend: »Ich glaube, daß er sie überhaupt nicht geliebt hat.«



Meine Mutter hat einmal gesagt, als mein Stiefvater und sein Hausstand zum erstenmal über die Wiesen nach Norden zum Königsee geritten kamen, sei es so gewesen, wie wenn die himmlischen Heerscharen



selbst auf die Erde herabgekommen wären. Trompeten verkündeten ihre Ankunft und lockten aus allen Städten Leute an, als ob sie eine vorbeiziehende Pilgerschar oder die Prozession der Reliquien eines Heiligen betrachteten. Rüstungen und Lanzen der Ritter waren poliert, bis sie glänzten, und der Reiher im Wappen ihres Herrn prangte in Goldfäden auf allen großen Bannern. Selbst die Pferde der Männer aus Nabban waren größer und stolzer als unsere armeneligen erkynländischen Ponys. Der kleinen Armee folgten Schaf- und Viehherden sowie Dutzende und Aberdutzende Wagen und Ochsenkarren, ein derart gewaltiger Zug, daß die Spuren davon dem Land noch sechzig Jahre später anzusehen sind.

Aber ich war ein Kind und sah nichts von alledem – da noch nicht. Im Saal meines Großvaters hörte ich nur Gerüchte und das, was meine Tanten und meine Mutter beim Nähen tuschelten. Der mächtige Herr, der gekommen war, war ein Edelmann der Nabbanai, wußten sie zu berichten, der von vielen Sulis der Renegat genannt wurde. Er behauptete, er komme in Frieden und wolle sich hier, am Königsee, nur ein Heim errichten. Er sei ein Flüchtling aus dem eigenen Land, sagten manche, ein Häretiker, den der Lektor wegen seiner impertinenten Fragen nach Usires Ädon, unserem gesegneten Erlöser, unter Androhung der Exkommunikation vertrieben hatte. Nein, er sei aufgrund von Machen-

schaften der Escritors gezwungen gewesen, seine Heimat zu verlassen, sagten andere. Einen Kirchenmann zu ärgern ist wie auf eine Schlange zu treten, sagten sie.

Mutter Kirche übte damals noch einen nicht sonderlich starken Einfluß in Erkyndland aus, und auch wenn die meisten im ädonitischen Glauben getauft worden waren, trauten die wenigsten der Seenvölker dem Sancellan Ädonitis. Viele sprachen von »dieser Priesterbande« und sagten, daß ihr vornehmstes Ziel nicht Gottes Werk sei, sondern die Ausweitung ihrer Macht.

Viele denken das immer noch, aber sie reden nicht mehr schlecht über die Kirche, wenn Fremde sie hören können.

Heute weiß ich viel mehr über diese Dinge als damals, als sie sich zutrugen. Ich verstehe ach so viel, jetzt, da ich alt bin und alle in meiner Geschichte tot sind. Natürlich bin ich nicht die erste, die diesen besonderen traurigen Weg beschritten hat. Ich glaube, man versteht immer zu spät.

Lord Sulis hatte sich tatsächlich mit der Kirche überworfen, und da Kirche und Staat in Nabban so eng miteinander verflochten waren, hatte er sich auch den Imperator im Sancellan Mahistreis zum Feind gemacht, doch die Familie meines künftigen Stiefvaters war so mächtig und bedeutend, daß er nicht eingekerkert oder hingerichtet wurde, sondern

man ihm statt dessen mit allem Nachdruck ans Herz legte, Nabban zu verlassen. Seine Landsleute glaubten, daß er seinen Hausstand nach Erkymland verlegte, weil jeder Edelmann in diesem abgelegenen Land – meinem Land – König werden konnte, aber Sulis hatte seine eigenen Gründe, dunkler und seltsamer, als irgend jemand sich vorstellen konnte. Und so kam es, daß er seinen gesamten Hausstand, seine Ritter und Knappen und ihre Frauen und Kinder, die Bevölkerung einer kleinen Stadt, ans Ufer des Königsees führte.



Trotz der Schärfe ihrer Schwerter und der Härte ihrer Rüstungen behandelten die Nabbanai die Seenvölker mit überraschender Höflichkeit, und in den ersten Wochen herrschten reger Handel und Kameradschaft zwischen ihrem Lager und unseren Städten. Erst als Lord Sulis die Thans der Seenvölker wissen ließ, daß er sich im Hochhorst niederlassen wolle, dem verlassenen Schloß auf der Landspitze, wurde den Erkynländern mulmig zumute.

Der riesige und verlassene Hochhorst, ein Reich, wo nur Wind und Schatten herrschten, schaute seit Anbeginn der ältesten Geschichten auf unser Land

herab. Niemand konnte sich erinnern, wer ihn erbaut hatte – manche sagten, Riesen, aber andere behaupteten, das Feenvolk selbst hätte ihn errichtet. Die Nordmänner aus Rimmersgard sollen sich eine Zeitlang darin verschanzt haben, aber sie waren schon längst wieder fort, von einem Drachen aus der Festung vertrieben, die die Rimmersmänner den Friedfertigen gestohlen hatten. So viele Legenden rankten sich um das Schloß! Als ich klein war, sagte eine der Zofen meiner Mutter zu mir, daß der Hochhorst heute die Heimat von Frosthexen und rastlosen Geistern sei. In vielen Nächten hatte ich daran gedacht, wie er einsam und verlassen auf seiner windumtosten Klippe stand, nur einen halben Tagesritt entfernt, und mich so geängstigt, daß ich nicht schlafen konnte.

Die Vorstellung, daß jemand die verfallene Festung neu aufbauen könnte, machte die Thans nervös, aber nicht nur aus Angst, die Geister zu wecken. Der Hochhorst hielt eine mächtige, vielleicht uneinnehmbare Stellung – selbst in ihrem verfallenen Zustand würden die Mauern fast unmöglich zu stürmen sein, wenn bewaffnete Männer sie verteidigten. Aber die Thans befanden sich in einer schwierigen Lage. Die Männer der Seenvölker mochten denen von Sulis vielleicht zahlenmäßig überlegen sein, aber die Ritter des Reihers waren besser bewaffnet, und die Disziplin der Nabbanaikämpfer war sprichwörtlich – eine

halbe Legion der Seewölfe des Imperators hatte vor wenigen Jahren in einer Schlacht zehnmal so viele Thrithingmänner abgeschlachtet. Und Osward, der neue Großthan, war jung und unerfahren als Anführer in einem Krieg. Die geringeren Thans baten meinen Großvater Godric, ihnen seine Weisheit zur Verfügung zu stellen, mit dem Herrn der Nabbanai zu sprechen und etwas über die wahren Absichten des Mannes herauszufinden.

Und so geschah es, daß Lord Sulis zur Zwingburg meines Großvaters kam und er meiner Mutter begegnete.



Als kleines Mädchen gab ich mich gern dem Glauben hin, daß sich Sulis in dem Moment in meine Mutter Cynethrith verliebt hat, als er sie zum erstenmal sah, wie sie stumm hinter dem Stuhl ihres Schwiegervaters in dessen großem Saal stand. Sie war wunderschön, das weiß ich – bevor mein Vater starb, nannten alle Leute im Haushalt sie wegen ihres langen Halses und ihrer weißen Schultern nur Ricwalds Schwan. Ihr Haar war von einem sehr blassen Gold, ihre Augen grün wie der Königsee im Sommer. Ein gewöhnlicher Mann hätte sich auf den ersten Blick in

sie verliebt. Aber »gewöhnlich« muß das unpassendste aller Wörter gewesen sein, um meinen Stiefvater zu beschreiben.

Als ich eine junge Frau war und mich selbst zum erstenmal verliebte, wußte ich mit Sicherheit, daß Sulis sie nicht geliebt haben konnte. Wie hätte jemand, der liebt, so kalt und distanziert sein können wie er? So übertrieben höflich? Da mir damals beim bloßen Gedanken an Tellarin, meine heimliche Liebe, schwer ums Herz wurde, wußte ich, daß ein Mann, der sich meiner Mutter gegenüber so verhielt, wie mein Stiefvater es tat, so etwas wie Liebe überhaupt nicht empfinden konnte.

Heute bin ich nicht mehr so sicher. So vieles ist anders, wenn ich heute darüber nachdenke. In diesem hohen Alter bin ich weiter weg, als würde ich mein Leben von einem hohen Berg aus betrachten, aber in vieler Hinsicht schein ich manches aus größerer Nähe zu sehen.



Sulis war ein kluger Mann und kann nicht übersehen haben, wie sehr mein Großvater den neuen Großthän haßte – man merkte es an allem, was mein Großvater sagte. Er konnte nicht vom Wetter spre-

chen, ohne zu erwähnen, daß zu der Zeit, als er selbst noch Großthan gewesen war, die Sommer wärmer und die Winter kürzer gewesen seien, und wäre seinem Sohn vergönnt gewesen, seine Nachfolge anzutreten, so versicherte er geradezu, dann wäre jeder Tag der erste Tag des Monats Maia gewesen. Als Sulis das sah, schmiedete er einen Bund mit dem verbitterten alten Mann, zuerst mit Geschenken und feinsinnigen Schmeicheleien, aber bald auch, indem er Godrics Schwiegertochter den Hof machte.

Als mein Großvater zunehmend beeindruckt vom gesunden Menschenverstand dieses ausländischen Edelmannes war, folgte Sulis' Geniestreich. Er bot nicht nur einen Brautpreis für meine Mutter – eine Witwe! –, der höher war, als er für die jungfräuliche Tochter eines Großthans üblich gewesen wäre, ein stattliches Vermögen in Schwertern und stolzen Rössern aus Nabban und goldenem Geschirr, sondern erzählte Godric auch, daß er sogar meinen Bruder und mich hierlassen würde, damit wir im Haus unseres Großvaters erzogen werden konnten.

Godric hatte, was Aelfric betraf, noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, und dieser Vorschlag versetzte ihn in Entzücken, nur für mich hatte er keine nennenswerte Verwendung. Meine Mutter wäre glücklicher, kamen die beiden Männer am Ende überein, wenn man ihr gestatten würde, zumindest eines ihrer Kinder in ihre neue Heimat auf der Landspitze mitzunehmen.

So wurde es geregelt, und der mächtige ausländische Herr heiratete in den Haushalt des alten Großthans ein. Godric sagte den anderen Thans, Sulis führe nur Gutes im Schilde und habe durch diese Geste kundgetan, daß er in Frieden mit den Seenvölkern leben wolle. Sulis habe Priester in seinem Gefolge, die den Hochhorst von allen rastlosen Geistern säubern würden, erklärte Godric den Thans – wie Sulis selbst es meinem Großvater erklärt hatte –, und daher sei es ein zweifacher Segen für unser Volk, wenn Sulis die uralte Festung für sich übernehmen würde.

Was Osweard und die geringeren Thans davon hielten, weiß ich nicht. Im Angesicht von Godrics Begeisterung, der Macht des Nabbanai-Lords und möglicherweise ihrer eigenen Scham über den Tod meines Vaters, entschieden sie sich für ein Einlenken. Lord Sulis und seine frischgebackene Braut bekamen den verlassenen Hochhorst mit seinen geborstenen Mauern und seinen Geistern zum Geschenk.



Hat meine Mutter ihren zweiten Mann geliebt? Das kann ich ebensowenig beantworten wie die Frage, was Sulis empfunden hat, und sie sind beide so lange



tot, daß ich inzwischen der einzige lebende Mensch bin, der sie beide gekannt hat. Als sie ihn an der Tür von Godrics Haus zum erstenmal sah, muß er ganz bestimmt das Licht in jedermanns Auge gewesen sein. Er war nicht jung – er hatte, wie meine Mutter, schon ein Ehegespons verloren, allerdings war ein Jahrzehnt vergangen, seit er zum Witwer geworden war, wohingegen die Wunde bei meiner Mutter noch frisch war –, aber er war ein großer Mann aus der größten aller Städte. Er trug einen blütenweißen Mantel über der Rüstung, der an den Schultern von einer Lapislazulispanne mit dem Wappen seiner Familie, dem Reiher, zusammengehalten wurde. Den Helm hatte er unter den Arm geklemmt, als er den Saal betrat, und meine Mutter konnte sehen, daß er nur sehr wenige Haare hatte, nur einen Kranz Löckchen am Hinterkopf und über den Ohren, so daß seine Stirn im Schein des Feuers glänzte. Er war groß und kräftig, der glattrasierte Kiefer kantig, die Nase breit und vorstehend. Seine markanten, groben Gesichtszüge gaben ihm ein ernstes und nachdenkliches Aussehen, aber mit einer Spur von Traurigkeit – fast, wie mir meine Mutter einmal sagte, das Gesicht Gottes am Tag der Abrechnung.

Er machte ihr angst, und er erregte sie – beides erkannte ich daran, wie sie von dieser ersten Begegnung sprach. Aber liebte sie ihn da oder in den folgenden Tagen? Ich kann es nicht sagen. Spielt das

eine Rolle? So viele Jahre später ist es schwer zu glauben, daß es das tut.

Die Zeit im Haus ihres Schwiegervaters war hart gewesen. Wie immer es auch um ihre tieferen Gefühle für Sulis bestellt sein mochte, ich zweifle nicht daran, daß sie glücklich war, Sulis zu heiraten.



In dem Monat, als meine Mutter starb – in meinem dreizehnten Lebensjahr –, sagte sie einmal zu mir, sie glaube, daß Sulis Angst davor gehabt hätte, sie zu lieben. Das erklärte sie mir nie – sie war sehr schwach, und das Sprechen fiel ihr schwer –, und ich weiß immer noch nicht, was sie damit gemeint hat.

Das vorletzte, was sie zu mir sagte, schien mir noch rätselhafter. Als die Schwäche in ihrer Brust so schrecklich war, daß sie lange Augenblicke die Kraft zu atmen verlor, brachte sie dennoch die Willenskraft auf, um zu verkünden: »Ich bin ein Geist.«

Sie könnte ihr Leiden gemeint haben – daß sie der Meinung war, sie würde sich nur noch an die Welt klammern wie ein zaghafter Geist, der die Straße zum Himmel nicht beschreiten will, sondern an den Orten verweilt, die er kennt. Ihre letzte Bitte machte jedenfalls deutlich, daß sie der Kreise dieser Welt

überdrüssig war. Aber seither habe ich mich gefragt, ob ihre Worte nicht eine andere Bedeutung gehabt haben könnten. Wollte sie damit sagen, daß ihr Leben nach dem Tod meines Vaters nichts weiter als ein Geisterleben gewesen war? Oder wollte sie ausdrücken, daß sie ein Schatten in ihrem eigenen Haus geworden war, etwas, das in den dunklen, heimgesuchten Fluren des Hochhorstes darauf wartete, daß die Fürsorge ihres zweiten Mannes ihm ein wahres Leben gab – eine Fürsorge, die sie von dem schweisamen, von der Last von Geheimnissen niedergedrückten Mann nie erfahren würde?

Meine arme Mutter. Unsere arme, gequälte Familie!



An das erste Jahr der Ehe zwischen meiner Mutter und Lord Sulis kann ich mich kaum erinnern, aber den Tag, als wir in unser neues Heim einzogen, werde ich nie vergessen. Andere waren uns vorausgeeilt, um unsere Ankunft so angenehm wie möglich zu machen – das wußte ich, weil bereits ein großes Zelt auf dem Rasen im Inneren Zwinger aufgebaut worden war, wo wir in den ersten Monaten schliefen –, aber dem Kind, das ich war, kam es so vor, als ritten wir

an einen Ort, wo niemals zuvor Sterbliche gewesen waren. Ich vermutete Hexen oder Trolle hinter jeder Ecke.

Wir kamen die Straße an der Felsenklippe empor, am Rande des Königsees, bis wir die Blendwand erreichten und um die Burg selbst zogen. Die vor uns hier gewesen waren, hatten eine behelfsmäßige Straße im Schatten der Mauern angelegt, daher kamen wir deutlich leichter voran, als es noch vor Tagen der Fall gewesen wäre. Wir ritten durch einen zwischen Mauer und Wald geschaffenen Tunnel. Wo Bäume und Gebüsch nicht abgehackt worden waren, wuchs der Königswald bis unmittelbar an den Rand der Burg und versuchte mit Wurzeln und Ranken, die gewaltigen Steinquader der Mauer zu brechen.

Am Nordtor der Burg fanden wir nichts weiter als eine geräumte Stelle am Hang, eine Wüstenei von Baumstümpfen und verkohltem Gras – die blühende Stadt Erkynchester, die heute zu Füßen der Burg liegt, existierte noch nicht einmal in Gedanken. Nicht der gesamte Wald war beseitigt worden. Ranken, die in den Rissen der seltsamen glänzenden Steine wurzelten, die als einziges von dem ursprünglichen Durchgang übriggeblieben waren, hafteten noch an den Säulen des verfallenen Torhauses und hingen wie große Zöpfe vor der Öffnung, so daß sie einen verfilzten, lebenden Vorhang bildeten.

»Seht ihr?« Lord Sulis breitete die kräftigen Arme

aus, als hätte er die Wildnis persönlich geplant und angelegt. »Wir richten unser Heim im größten und ältesten aller Häuser ein.«

Als er sie über die Schwelle in die Ruinen der uralten Burg führte, machte meine Mutter das Zeichen des Baums über der Brust.



Heute weiß ich vieles, was ich an unserem ersten Tag im Hochhorst nicht wußte. Ich kann sagen, daß von den vielen Geschichten, die sich um den Ort ranken, einige falsch sind, aber bei anderen bin ich auch sicher, daß sie stimmen. Zunächst einmal besteht kein Zweifel, daß die Nordmänner hier gelebt haben. Im Lauf der Jahre habe ich viele ihrer Münzen mit der groben Rune »F« ihres Königs Fingil gefunden, und sie haben auch die verrotteten Überreste ihrer hölzernen Langhäuser im Äußeren Zwinger hinterlassen, die die Arbeiter meines Stiefvaters beim Graben entdeckten. Wenn die Geschichte stimmte, daß die Nordmänner hier gelebt hatten, dann konnte auch die Legende von dem Drachen wahr sein, und ebenfalls die schreckliche Mär, wie die Nordmänner die unsterblichen Bewohner der Burg abgeschlachtet hatten.

Aber ich brauchte so profane Beweise wie Münzen oder Ruinen nicht, um zu wissen, daß unser Haus von rastlosen Geistern heimgesucht wurde. Das erfuhr ich ohne den geringsten Zweifel in der Nacht, als ich den brennenden Mann sah.



Vielleicht hätte jemand, der in Nabban oder einer der anderen großen Städte im Süden aufgewachsen ist, beim Anblick des Hochhorsts nicht so erstaunt reagiert, aber ich war ein Kind der Seenvölker. Vor jenem Tag war das größte Gebäude, das ich je gesehen hatte, unsere große Stadthalle, wo sich die Thans jedes Frühjahr trafen – ein Gebäude, das man mühelos in einem beliebigen Flügel des Hochhorsts hätte verstecken können, ohne es jemals wiederzufinden. An jenem ersten Tag wurde mir klar, daß diese mächtige Burg nur von Riesen erbaut worden sein konnte.

Die Kurtine war für ein kleines Mädchen eindrucksvoll genug – zehnmal so hoch wie ich, und aus riesigen, unbehauenen Steinen erbaut, die in meiner Vorstellungskraft von niemand Kleinerem als den größten aller Trolle herbeigeschleppt worden sein konnten –, aber die inneren Mauern waren, jeden-

falls an den Stellen, wo sie noch standen, nicht nur riesengroß, sondern wunderschön obendrein. Sie bestanden aus glänzenden weißen Steinen, die poliert worden waren wie Juwelen, die einzelnen Blöcke so groß wie die der Außenmauer, aber mit derart feinen Fugen, daß jede Mauer aus einer gewissen Entfernung völlig glatt zu sein schien, Elfenbein oder Knochen, aus dem Berghang entsprungen.

Viele der ursprünglichen Gebäude der Festung waren niedergebrannt oder abgerissen worden, teils damit die Männer aus Rimmersgard die Steine verwenden konnten, um ihren eigenen Turm zu bauen, grobschlächtig wie ein Faß, aber sehr hoch. An jedem anderen Ort hätte das riesige Bauwerk der Nordmänner sicher die gesamte Landschaft überragt und staunende Blicke auf sich gezogen. Aber an einem anderen Ort hätte auch nicht der Engelsturm gestanden.

Damals kannte ich seinen Namen nicht – eigentlich hatte er gar keinen Namen, da man den Umriß des Engels auf seiner Spitze kaum erkennen konnte –, aber in dem Moment, als ich ihn sah, wußte ich, daß es nichts Vergleichbares auf Erden geben konnte, und die kindliche Übertreibung erwies sich dieses eine Mal als zutreffend. Der Eingang wurde durch Geröllhaufen versperrt, die die Nordmänner nie beiseite geräumt hatten, und der größte Teil der unteren Fassade war durch eine unvorstellbare Katastrophe

geborsten und eingestürzt, so daß der unbearbeitete Stein des Fundaments zutage trat, aber dennoch ragte er in den Himmel wie ein gewaltiger weißer Fangzahn, höher als jeder Baum, höher als alles, was Sterbliche je erbaut hatten.

Aufgeregt, aber auch furchtsam fragte ich meine Mutter, ob der Turm nicht auf uns herabstürzen könne. Sie versuchte mich zu beruhigen und sagte, daß der Turm schon länger stehe, als ich mir vorstellen könne, vielleicht schon seit der Zeit, als noch keine Menschen am Königsee gelebt hatten, aber danach hatte ich nur um so seltsamere Empfindungen.



Die letzten Worte, die meine Mutter zu mir sagte, waren: »Bring mir eine Drachenklaue.«

Zuerst dachte ich, in den letzten Stunden ihrer Krankheit sei sie in Gedanken zu unseren ersten Tagen in der Burg zurückgekehrt.

Die Geschichte vom Drachen des Hochhorsts, dem Geschöpf, das die letzten Nordmänner vertrieben hatte, war so alt, daß sie ihre furchteinflößende Wirkung größtenteils verloren hatte, aber auf ein kleines Mädchen verfehlte sie ihre Wirkung nicht. Die Männer aus dem Gefolge meines Stiefvaters



brachten mir Bruchstücke polierter Steine – später erfuhr ich, daß es sich um Bruchstücke der Fresken aus dem ältesten Teil der Burg handelte – und sagten zu mir: »Siehst du, hier ist ein abgebrochenes Stück der Klaue des großen roten Drachen. Er haust in den Höhlen unter dem Schloß, aber nachts kommt er manchmal herauf und schnuppert herum. Er schnuppert nach kleinen Mädchen, die er fressen kann!«

Die ersten paar Male glaubte ich ihnen. Als ich älter wurde und nicht mehr so leichtgläubig war, lernte ich, schon über die Vorstellung von einem Drachen zu lachen. Jetzt, da ich eine alte Frau bin, quälen mich wieder Träume von ihm. Manchmal bilde ich mir sogar, wenn ich wach bin, ein, daß ich ihn drunten in der Dunkelheit unter dem Schloß spüren, die Augenblicke der Rastlosigkeit wahrnehmen kann, die seinen langen, tiefen Schlaf quälen.

Ich dachte also in jener Nacht vor langer Zeit, als meine sterbende Mutter mich bat, ihr eine Drachenklaue zu bringen, daß sie sich an etwas aus unserem ersten Jahr im Schloß erinnern würde. Ich wollte mich auf die Suche nach einem der alten Steine machen, aber ihre Zofe Ulca – die Nabbanai hätten sie als Kammerjungfer oder Leibdienerin bezeichnet – sagte mir, daß meine Mutter das nicht meine. Eine Drachenklaue, erklärte sie mir, sei ein Zauber, der Leidenden helfe, die Gnade eines schnellen Todes zu

finden. Ulca hatte Tränen in den Augen, und ich glaube, sie war Ädonitin genug, daß der Gedanke ihr Kummer bereitete, aber sie war auch eine verständige junge Frau und vergeudete keine Zeit mit Diskussionen darüber, ob es richtig oder falsch war. Sie sagte mir, so etwas könne ich auf die Schnelle nur von einer Frau namens Xanippa in der Siedlung bekommen, die unmittelbar an den Mauern des Hochhorsts entstanden war.

Ich war kaum zur jungen Frau herangereift, aber ich fühlte mich noch ganz wie ein Kind. Der bloße Gedanke an einen noch so kurzen nächtlichen Ausflug vor die Mauern der Burg ängstigte mich, aber meine Mutter hatte mich darum gebeten, und einer Sterbenden eine Bitte zu verwehren war eine Sünde, schon lange bevor Mutter Kirche daherkam und einteilte und aufzählte, was richtig und falsch im Leben war. Ich ließ Ulca an der Seite meiner Mutter zurück und lief rasch im Regen durch die finstere Burg.

Die Frau Xanippa war einst eine Hure gewesen, aber als sie älter und dicker wurde, hatte sie beschlossen, sich auf ein anderes Gewerbe zu verlegen, und sich einen Namen als Kräuterweib gemacht. Ihre baufällige Hütte, die an der südöstlichen Kurtine des Schlosses über dem Königswald stand, war von Rauch und üblen Gerüchen erfüllt. Xanippa hatte Haare wie ein Vogelnest, die mit einem einst hübschen Band hochgebunden waren. Ihr Gesicht mag

einst rundlich und gemütlich gewesen sein, aber Jahre und Fett hatten es in etwas verwandelt, das aussah, als wäre es mit einem Fischernetz eingeholt worden. Außerdem war ihre Leibesfülle derart immens, daß sie sich während der ganzen Zeit, die ich dort war – und bei den meisten anderen Gelegenheiten, dachte ich mir –, nicht einmal von ihrem Hocker am Kamin erhob.

Anfangs begegnete Xanippa mir mit größtem Mißtrauen, aber dann fand sie heraus, wer ich war und was ich wollte, und als sie als weiteren Beweis mein Gesicht sah, nahm sie die drei Münzen, die ich ihr gab, und bedeutete mir, ihr eine Schatulle aus gesplittertem Holz aus der Ecke neben dem Kamin zu geben. Die Schatulle hatte, genau wie ihre Besitzerin, einst bessere Zeiten gesehen und war hübsch bemalt gewesen. Xanippa stellte sie auf die Wölbung ihres Bauchs und suchte mit einer übertriebenen Sorgfalt darin, die in krassem Gegensatz zu ihrer sonstigen Erscheinung stand.

»Ah, da«, sagte sie schließlich. »Drachenklaue.« Sie streckte die Hand aus und zeigte mir das krumme schwarze Ding. Es war eindeutig eine Klaue, aber viel zu klein für die eines Drachen, wie ich ihn mir vorstellte. Xanippa bemerkte mein Zögern. »Das ist bloß eine Eulenkralle, dummes Mädchen. ›Drachenklaue‹ ist nur ein Name.« Sie zeigte auf ein winziges Glaskügelchen über der Spitze der Klaue. »Zieh das

nicht ab, und zerbrich es nicht. Eigentlich solltest du es gar nicht berühren. Hast du eine Tasche?«

Ich zeigte ihr den kleinen Beutel, den ich stets an einer Kordel um den Hals hängen hatte. Xanippa runzelte die Stirn. »Der Stoff ist sehr dünn.« Sie fand ein paar Lumpen in einer Tasche ihres weiten Gewandes und wickelte die Klaue hinein, worauf sie sie in meinen Beutel fallen ließ, den sie wieder unter meinem Leibchen verstaute. Dabei drückte sie meine Brust so fest, daß ich vor Schmerzen stöhnte; sie tätschelte mir den Kopf. »Barmherziger Rhiap«, knurrte sie, »war ich jemals so jung? Sei auf jeden Fall vorsichtig, meine kleine Süße. Dies ist ein Herzensbann an der Spitze der Klaue, aus den Marschen von Wran. Wenn du nicht vorsichtig bist, ist dies dein erster Stich, und du stirbst trotzdem als Jungfrau.« Sie lachte. »Und das willst du doch nicht, oder?«

Ich wich zur Tür zurück. Xanippa grinste, als sie meine Furcht sah. »Und du solltest deinem Stiefvater eine Nachricht von mir überbringen. Was er sucht, das wird er nicht beim hiesigen Weibervolk oder unter den Kräuterfrauen der Seenvölker finden. Sag ihm, er kann mir glauben, denn wenn ich sein Rätsel lösen könnte, würde ich es tun – aber, oh, ich würde ihn teuer dafür bezahlen lassen! Nein, er wird die Waldhexe finden und ihr seine Fragen stellen müssen.«